

Las Vegas an der Elbe

Eine Stadt im Kulissenwahn: Wie sich Dresden die eigene Vergangenheit zurechtlegen möchte

Andreas Ruby

Das Ritual ist immer dasselbe und doch jedesmal von neuem betörend. Kaum hat der Zug den Bahnhof Dresden-Neustadt verlassen, um sich gemessenen Tempos der anderen Elbseite zu nähern, macht sich eine unmerkliche Spannung im Abteil breit. Die Gespräche werden leiser, und die linken Fensterplätze füllen sich. Gleich wird der Zug die Elbbrücke erreicht haben und über der Weite des Flusses jene Silhouette passieren, die über Jahrhunderte hinweg zum Antlitz der Stadt geworden ist. Wieder werden kundige Augen über die Sandsteinlandschaft von Semperoper, Hofkirche und altem Landtag tasten, um sich zufrieden die Unveränderlichkeit der Konturen zu bestätigen.

Doch diesmal kommt es anders. Etwas Unerhörtes bringt den gewohnten Anblick durcheinander. Ein imposanter Kubus schwebt über der Brühlschen Terrasse und lässt für den Bruchteil einer Sekunde die Fata Morgana eines Neubaus an der Dresdner Elbfront aufscheinen. Tausende Gerüststangen formen miteinander verbunden ein Volumen, das entfernt an eine Architektur zwischen Pop und Minimal erinnert. Doch die Ungewissheit hält nicht lange an: Einem Schlangenei gleich zeichnen sich hinter der diaphanen Hülle die Umrisse eines Körpers im Entstehen ab. Eines Tages wird die Schale abfallen, und dann wird sie wieder da sein, wie frisch aus dem Ei gepellt: die Dresdner Frauenkirche.

Der Wiederaufbau der Frauenkirche steht symbolisch für die Sehnsucht eines großen Teils der Öffentlichkeit, "ihr" altes Dresden wieder aufgebaut zu sehen. Die Frauenkirche wird für Dresden in etwa das sein, was Frank Gehrys Guggenheim-Museum für Bilbao geworden ist: gebaute Garantie einer Identität, die man in der ehemaligen sächsischen Residenz im Gegensatz zu der nordspanischen Industriestadt gleichwohl nicht in der Zukunft, sondern in der Vergangenheit sucht. Wie erfolgreich die Frauenkirche als Sinnbild für Dresdens Stadtentwicklung gewesen ist, zeigen Folgeprojekte wie das Taschenbergpalais oder das Coselpalais. Jahrzehntelang nur in Ruinenresten vorhanden, sind beide Gebäude mittlerweile wieder aufgebaut, als wären sie nie zerstört gewesen. Im makellosen Anstrich ihrer sächsisch-gelben Fassaden verliert sich keine Spur der Erinnerung an jene verheerende Bombennacht im Februar 1945.

Im Moment gibt es nur ein einziges konsensfähiges Leitbild für die Entwicklung der Dresdner Innenstadt: die Rekonstruktion des historischen Stadtgrundrisses zur Wiederherstellung der "stadträumlichen Identität". "Historisch" ist der Stadtgrundriss Dresdens selbstredend nur bis zu dessen Bombardierung. Die "stadträumliche Identität" beschränkt sich somit auf das Vorkriegs-Dresden, die 40 Jahre DDR-Zeit bleiben davon ausgeschlossen.

Rückkehr durch Rückbau heißt folglich die Devise. So wird der Altmarkt wieder auf seine mittelalterlichen Maße zurückgestutzt. Der Neumarkt, in DDR-Zeiten nur provisorisch von Trümmern geräumt, soll komplett rekonstruiert werden. Ebenfalls in seinen historischen Maßen wieder auferstehen lassen möchte man die einst wichtigste Einkaufspromenade der Stadt, die Prager Straße. Dem im Wege steht allerdings das heroische Ensemble gleichen Namens aus den sechziger Jahren, das vielen Freunden des alten Dresden schon lange ein Dorn im Auge ist - zu hoch seien seine Bauten, zu weit der von ihnen gefasste Stadtraum. Dabei wirkt der Maßstab seiner Hochhausscheiben keineswegs ungebremst auf die Menschen ein, die sich zu ihren Füßen bewegen, vielmehr wird er durch kleinere Verbindungsbauten, Pavillons und Laubengänge schrittweise auf den menschlichen Maßstab "heruntertransformiert". So hält man sich gern hier auf, gerade an Sommertagen sieht man viele Menschen stundenlang an den Wasserspielen sitzen.

Selbst kühnste DDR-Bauten sollen abgeräumt werden

Die Erkenntnis, dass es sich bei der Prager Straße in Wirklichkeit um einen der erfolgreichsten öffentlichen Räume des modernen Städtebaus handelt, muss schließlich auch die Stadtpolitiker dazu gebracht haben, alle klandestinen Abrisspläne zu begraben. Stattdessen soll sie nun in die nördlich und südlich von ihr wieder auferstehende "historische" Prager Straße integriert werden. Zum "Prager Platz" konvertiert, wird sich der großzügige Raum der Moderne dereinst in der Schraubzwinge hoch verdichteter Stadtblöcke wiederfinden, die sich an spekulativen Gründerzeitquartieren orientieren. Die konkurrierenden Stadtmodelle - offener und geschlossener Städtebau - prallen unbarmherzig aufeinander (ein Lichtblick einzig die Freiraumplanung durch Siegbert Langner von Hatzfeld, zusammen mit Heinle, Wischer und Partner).

Im Zuge dieser Stadtbilderneuerung, deren Motto "Unser Dresden soll schöner werden" heißen könnte, steht ein großer Teil der DDR-Architektur diskussionslos zur Disposition. Betrachtet man die einzelnen Gebäude, fragt man sich allerdings wieso. Denn stünden sie in Köln oder Rotterdam, sähe man sie wahrscheinlich einfach als das, was sie sind: charakteristische und nicht selten qualitätvolle Beispiele für die europäische Architektur der Nachkriegsjahrzehnte. Ein Bau wie der vom Volksmund so getaufte "Fresswürfel" (Müller und Gruner, 1967) am Postplatz lässt sich architektonisch ohne weiteres mit den kühnen Bauten des Düsseldorfer Büros Hentrich, Petschnig und Partner aus derselben Zeit vergleichen. Doch in Dresden ließ man das Gebäude erst systematisch verrotten, um ihm später ein Drittel seines Körpers buchstäblich abzusägen - ein Investorenriegel banalster Sorte brauchte den Platz. Genauso würde das Centrum Warenhaus (Simon und Fokvari, 1978) mit seiner silbrig-schimmernden Aluminium-Waben-Fassade in der Optik einer Zeitschrift wie *Wallpaper* wahrscheinlich als Teil des aktuellen *minimal revival* gesehen werden. Doch in der sächsischen Landeshauptstadt wird es früher oder später wohl einem Rückbauprojekt weichen müssen.

Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Aber vielleicht ist es auch verfehlt, nach architektonischen Gründen für die Ausjurierung dieser Architektur zu fragen; vielleicht macht sie allein schon die historische Komplizenschaft mit dem politischen System der DDR zur *architectura non grata*. Dass sie auf den Trümmern des nicht wieder aufgebauten Dresden errichtet wurden, qualifiziert sie in den Augen mancher Denkmalschützer fast automatisch zum Abriss: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Aber begann mit der Nachkriegsära tatsächlich jener "Verlust der Mitte", der einen bis dahin intakten Stadtorganismus aus der Balance brachte? Ein Blick in die Stadtgeschichte lehrt das Gegenteil. So ist man auch vor 1945 mit erhaltbarer Altbausubstanz eher pragmatisch und gegenwartsbezogen umgegangen, auch im Fall von Kriegszerstörungen. Die meisten der barocken Bürgerhäuser, die der Beschießung Dresdens 1760 durch die Preußen im Siebenjährigen Krieg zum Opfer fielen, wurden anschließend nicht wieder aufgebaut, sondern durch neue Gebäude im Stil der Zeit ersetzt (so zum Beispiel im Fall des barocken Palais Flemming-Sulkowski, an dessen Stelle später das frühklassizistische Landhaus errichtet wurde). Für einen verkehrstechnisch notwendigen Durchbruch der König-Johann-Straße (heute Wilsdruffer Straße) 1885 wurden allein 46 historische Häuser abgerissen. Bei der Umgestaltung der Brühlschen Terrasse Ende des 19. Jahrhunderts schließlich blieb von der ursprünglichen barocken Bebauung so gut wie gar nichts übrig. Unter den Hammer der Geschichte kamen unter anderem das Brühlsche Palais und die Brühlsche Gemäldegalerie, beides wichtige Beispiele für den französisch inspirierten Spätbarock Johann Christoph Knöffels, um Platz zu machen für den Landtag von Paul Wallot und die Kunstakademie von Karl Lipsius.

Am Klagegedicht der Denkmalpflege über die in Bombenhagel und Wiederaufbau verlorene Stadt fällt auf, dass ihre Identität stets als etwas Statisches definiert wird. Aus der lebendigen Sequenz ihrer Geschichte wird ein Zustand ausgewählt und zu ihrem eigentlichen Wesen erklärt. Dabei ist es keineswegs zwingend, dass diese privilegierte Phase in Dresden ausgerechnet die barocke Epoche sein sollte; schließlich gab es in der Geschichte der Stadt auch eine Renaissanceperiode mit nicht minder illustren Bauwerken. Nur ist keine andere Zeitschicht aus Dresdens Vergangenheit so extensiv bildlich verfügbar wie ihre barocke Periode. Tatsächlich ist das heutige Dresden-Bild

maßgeblich durch die berühmten Veduten geprägt worden, die der italienische Maler Bernardo Belotto, genannt Canaletto, Mitte des 18. Jahrhunderts im Auftrag des Sächsischen Hofes von der Stadt malte. Seit Generationen für den Realismus ihrer perspektivischen Malweise bewundert (Canaletto benutzte für die Vorstudien eine zimmergroße Camera obscura), bieten sich die Gemälde heute geradezu an, als Bilderbogenvorlage für ebenso surreale wie ernst gemeinte Wiederaufbaupläne instrumentalisiert zu werden.

Denn wie die Diskussion um den Wiederaufbau des Neumarkts zeigt, scheut man die absurdesten Verrenkungen nicht, um sich vor der Vergangenheit zu verneigen. Nach den Vorstellungen des Stadtplanungsamtes soll der Platz in seiner stadträumlichen Gestalt rekonstruiert werden. Architektonisch würden die Bedürfnisse von Gegenwart und Vergangenheit gleichermaßen bedient: Während man die baukünstlerisch wertvollsten Gebäude ("Leitbauten") originalgetreu wieder aufgebaut sehen möchte, sollen sich die übrigen Häuser nur in Maßstab und Material an ihre Vorläufer anlehnen, im übrigen aber eine moderne Sprache sprechen.

An diesem nun wirklich alles andere als radikalen Planungsansatz hat sich indes der heftigste Architekturstreit der Stadt entzündet. Eine eilig gegründete Gesellschaft Historischer Neumarkt e. V. meldete Widerstand gegen das Konzept der Leitbauten an. Die wenigen wiederhergestellten Gebäude würden in einem modernen baulichen Umfeld nur wie verlorene Artefakte wirken. Eine zufriedenstellende Lösung könne daher nur in der möglichst umfassenden Rekonstruktion des gesamten Ensembles bestehen. Während sich die Gesellschaft mit einer reinen Fassadenrekonstruktion begnügen würde, hält die Landesdenkmalpflege gar eine Wiederherstellung der Häuser auch bis in die innere Raumstruktur hinein für notwendig. Wie solche Gebäude unter heutigen Marktbedingungen nutzbar und vermietbar wären, scheint dabei im Moment zweitrangig zu sein.

Dass sich das Bedürfnis nach Vergangenheit durchaus finanzieren lässt, könnte Dresden etwa von Las Vegas lernen, dem es in seinem Kulissenwahn ohnehin bereits gleicht. Einer der neuesten Vergnügungspaläste der Spielerstadt, das "Venetian", besteht aus einem Capriccio nachgebauter Versatzstücke Venedigs. Im Inneren entfaltet sich eine Erlebnisshoppingwelt mit Einzelhandelsgeschäften und Restaurants - eingesetzt in eine ebenfalls nachgebaute Innenstadtkulisse mit Kanälen, auf denen italienisch singende Gondolieri motorbetriebene Gondeln steuern. Ein Szenario, das vom Standpunkt eines europäischen Kulturverständnisses nur mit Entrüstung abgelehnt werden kann. Doch stellt sich die Frage, was authentischer ist: die Simulation Venedigs im Venetian, die ihre Simuliertheit lustvoll darstellt - oder die Simulation des barocken Neumarkts im Dresden von heute, die ihr Bedürfnis nach Vergangenheit hinter einem diffusen "Interesse für die Stadt und der Wiederherstellung ihrer Identität" versteckt?

Stadt und Landschaft müssen wieder stärker verwoben werden

Wie auch immer man die Entwicklung am Neumarkt und im übrigen Dresden beurteilen mag, eines bleibt in jedem Fall kurios: dass das augusteische Zeitalter Dresdens, dessen bauliche Hülle zu restaurieren man sich anschickt, von einem Geist erfüllt war, der mit der heutigen, kleinlauten Vergangenheitssehligkeit nicht das Geringste zu tun hat. Welch radikaler Reformers August der Starke für Dresden tatsächlich gewesen ist, bleibt in der hitzig geführten Dresdner Identitätsdebatte merkwürdig unterbelichtet. Vielleicht nicht ohne Grund, denn letztlich verkörperte der sächsische Kurfürst als Planer genau jene Qualitäten, die man bei den Protagonisten der heutigen Situation so sehr vermisst. Gegenwartsbezogen und weltoffen baute er im *international style* seiner Zeit und empfand den Kulturimport nicht als Bedrohung, sondern als Katalysator der eigenen Identität. Auf Reisen durch ganz Europa eignete er sich das Wissen über die Kultur seiner Epoche an und entwickelte auf dieser Grundlage seine Vision für das barocke Dresden. Für seine zahlreichen Bauvorhaben verpflichtete er begabte Architekten, von denen nur Klengel und Knoeffel geborene Dresdner waren. In dem süddeutschen Baumeister Matthias Daniel Pöppelmann fand er schließlich seinen idealen Gegenpart, der seine programmatischen Ambitionen architektonisch kongenial umzusetzen wusste - so zum Beispiel in Augusts *grand projet* schlechthin, dem Zwinger. Nach ersten Entwürfen von seinem Bauherren auf eine Informationsreise nach Italien geschickt, kam

Pöppelmann mit der Idee einer sich bis zur Elbe erstreckenden Festarchitektur zurück - ein Projekt, das für damalige Verhältnisse futuristisch war. Mussten dafür doch die Festungsanlagen teilweise abgetragen werden, was bei den Militärs des Kurfürsten auf entschiedenen Widerstand stieß. Am Ende setzte sich August der Starke jedoch gegen sie durch und ließ auf den ehemaligen Verteidigungsbollwerken neuartige Vergnügungsbauten errichten. Damit war der erste Anstoß zur wichtigsten neuzeitlichen Stadtstrukturreform Dresdens gegeben: die Niederlegung der Festungsmauern und die Öffnung der Stadt zur Landschaft.

Nur so konnte August der Starke seine Vision angehen, die Elbe bei Dresden in einen nördlichen Canale Grande zu verwandeln. Zu diesem Zweck platzierte August eine Reihe von königlichen Repräsentationsbauten direkt an die Elbe: das Japanische Palais und das Lustschloss Pillnitz vor der Stadt. Diesem italienischen Traum Augusts des Starken verdankt die Stadt im Grunde ihre jetzige Orientierung zur Elbe und die sensible Einbindung ihrer Flussräume in das Stadtgewebe. Letztlich ist es diese sanfte Verflechtung von Stadt und Landschaft mehr als alles andere, was Dresden vor anderen Städten auszeichnet (und auch den Charakter der meisten Stadtteile außerhalb des relativ kleinen Zentrums entscheidend bestimmt). Dennoch spielt diese Qualität in der aktuellen Identitätsdiskussion kaum eine Rolle. Indem man nur auf die mittelalterliche Altstadt starrt, bleiben jene Bereiche unbeachtet, in denen das landschaftliche Element von Dresdens Urbanität aufscheint.

Der wichtigste unter ihnen ist zweifellos der lange Grünzug, der sich von der Carolabrücke über den Pirnaischen Platz bis zum Georgplatz hin erstreckt und an der Bürgerwiese einbiegt, um schließlich im Großen Garten aufzugehen. Dass seine bisher einzige Nutzung als begrünte Verkehrslandschaft unbefriedigend ist, wird von niemandem bestritten. Doch zeigt sich der Bebauungsvorschlag, den das "Planungsleitbild Innenstadt" 1993 für den Bereich entwickelt hatte, blind für das Potenzial dieses außergewöhnlichen Raums. Ausgerechnet monumentale Blockstrukturen nach dem Ideal der europäischen Stadt sollen das Gebiet überziehen.

Weil es an Investoren mangelt, ist eine Umsetzung dieser Planung derzeit zum Glück nicht wahrscheinlich. Sie insgesamt zu suspendieren, würde der Stadt die Chance eröffnen, an ihre frühere Bedeutung nicht nur retrospektiv, sondern auch konstruktiv anzuknüpfen. Statt den vegetativen Charakter des Gebiets mit urbanen Pathosformeln des 19. Jahrhunderts zu überdecken, wäre an dieser für Dresden überaus entscheidenden Membranzone zwischen Innenstadt und ihren östlich angrenzenden Stadtteilen ein völlig neues Denken gefragt. Ein Ansatz, der sich von konventionellen Hierarchien des klassischen Städtebaus verabschiedet und Stadt, Architektur, Landschaft und Infrastruktur prinzipiell gleichwertig behandelt und miteinander intensiv verschränkt. Ein Ansatz, der es ermöglichen würde, den landschaftlichen Maßstab des Grünraums zu erhalten, seine Topografie zu gestalten und in ihr architektonische Räume zur Aufnahme verschiedenster Funktionen auszubilden. Ein Ansatz, den man noch nicht einmal erfinden müsste, weil er bereits seit Jahren international diskutiert wird (unter Stichworten wie der "topologischen Architektur" oder dem "Infrastrukturalismus"). Ein Ansatz schließlich, für den renommierte Architekten stehen wie Zaha Hadid oder Rem Koolhaas, aber vor allem auch jüngere Architektenteams wie Jesse Reiser & Nanako Umemoto (New York), die Foreign Office Architects (London) oder Ushida Findley (Tokyo). Ein internationaler Wettbewerb zur Neubestimmung dieses Stadtraums wäre also ein erster wichtiger Schritt. Auch hier könnte Identität wachsen, mit den Mitteln unserer Zeit. August der Starke wäre dafür gewesen.